VOM SALZ IN DEN FUGEN

KARL PRANTL ZUM 100. GEBURTSTAG

VON KARIN IVANCSICS

Jede Mauer bröckelt einmal. Das hat mit den Fugen zu tun, in denen die Feuchtigkeit wohnt, sie dringt ein und dadurch kristallisiert Salz. Risse bahnen sich ihren Weg, zunächst vereinzelt und fein wie ein Haar, tun sich zusammen und verzweigen sich. In stiller Freude lassen sie den Putz auf- und abplatzen. Putz ist ein Schutz, und die Mischung des Mörtels ausschlaggebend. Sand, Wasser, Zement und gebrannter Kalk schaffen die Verbindung zwischen den Steinen, die Korngröße darf 4 mm nicht übersteigen, sonst ist alles umsonst.

Die Witterung saugt den Mörtel aus den Zwischenräumen, der Regen weicht ihn auf, der Wind peitscht ihn, die Sonne lässt ihn schmelzen. Der Zahn der Zeit nagt an einer Mauer aus Natursteinen, weshalb man sich in Berlin

für Betonplatten entschied, um dem zugrundeliegenden ideologischen Konflikt zwischen Ost und West eine sichtbare, unüberwindbare Grenze zu setzen. Zunächst waren es Geröll und Ziegelsteine, die man aufschichtete und mit Stacheldraht bekränzte. fallweise wurden auch Tore und Fenster von Häusern, die an der Linie lagen, zugemauert und ihre Bewohner mussten den Hintereingang benutzen. Später kam der Beton, und daran würde sich die Zeit einen Zahn ausbeißen, hatten die Ingenieure den Bauherren versichert. In ihrer Konzentration auf den Überbau hatten sie den Unterbau vernachlässigt sowie die Tatsache,

dass jede kleinste Bewegung des Gebäudes zur Destabilisierung desselbigen beiträgt.

Der Unterbau war das Volk. Das saß in nassen Kellern und brachte langsam aber stetig das gesamte Gefüge zum Schwanken. Darüber hinaus und sofern jedes politische System ein Konstrukt darstellt, das Institutionen, Prozesse und Akteure beinhaltet, welche dann gemeinsam verbindliche Entscheidungen für die Gesellschaft – also das Volk – treffen, ist auch dies eine Verbundsache, und hier kommt wieder der Mörtel ins Spiel: der sollte die richtige Mischung haben.

Dort im Osten Berlins standen sie vor einer Mauer und wir Kinder im Dreiländereck Österreich/Tschechoslowakei/Ungarn hatten den Eisernen Vorhang vor Augen, d. h. zu sehen war er nicht, wir malten ihn uns aus. Ältere Buben, die sich über die verbotene grüne Grenze bis zum Stacheldrahtzaun geschlichen hatten, erzählten von furchteinflößenden Männern auf hohen Wehrtiirmen mit dunklen Fellmützen und funkelnden Augen, die ihre Kalaschnikow auf sie gerichtet hätten. Ansonsten hätte alles ähnlich ausgeschaut wie bei uns. Die Soldaten wären wohl ein Stück vor dem mysteriösen Vorhang aufgestellt worden, der dann weiter hinten schwer vom Himmel fiele, um darauf aufzupassen, dass ihm niemand zu nahe käme. Einen Schatten von ihm habe man über der Landschaft gesehen, er habe sich über die Felder ergossen.

Der Vorhang fungierte als Brandschutz für das Theater, das dahinter stattfand, und trennte Bühnen von Zuschauerräumen, das Feuer sollte nicht Feuer fangen auf der anderen Seite oder auf das Publikum übergreifen, in beiderlei Richtungen. Er teilte Europa in Gut und Böse.

Die hinter dem Vorhang wären die Bösen, sagte man uns, und den Kindern in Berlin sagte man, es wären die jenseits der Mauer, also wir. Arme Kinder. Dabei kamen, seit ich denken kann, immer wieder Menschen von drüben zu uns, »arme Teufel« nannte man sie und hieß sie willkommen und kümmerte sich um sie. Aus Ungarn kamen sie und aus der damaligen DDR, über Rumänien oder direkt von ihrem Alibi-Urlaubsort am Balaton, zu Fuß, mit Schlafsack und Zelt. Ihre Flucht aus der »Hölle« wurde gefeiert, man klopfte ihnen auf die Schulter und bot ihnen Schnaps an.

In einer Stunde Entfernung zu unserem Dorf, auf einem Hügel in Sankt Margarethen, stand Karl Prantl und machte aus Steinen Kunst, Er hatte schon 1959 im dortigen Steinbruch die Idee des Bildhauersymposiums begründet. Künstler aus verschiedenen Ländern der Welt kamen zusammen, um gemeinsam in freier Natur zu arbeiten. Die Steine sollten vor Ort bearbeitet werden und dort stehen bleiben, sie sollten für alle Menschen da sein. Die Organisatoren verfassten ein Manifest, in dem sie u.a. den gesellschaftspolitischen Anspruch verdeutlichten, durch ihre grenzübergreifende Gemeinschaft ein Signal zur Völkerverständigung zu setzen. Die Einladungen waren oft schwierig durchzubringen, erzählte Prantl, es gab viele Hürden für Kollegen aus dem ehemaligen Ostblock, umso erfreulicher, wenn es gelang. »Für uns Bildhauer ist der Stein das Mittel, um zu diesem Freidenken zu kommen - zum Freiwerden von Zwängen, Engen und Tabus.« Das Symposion sollte beispielgebend

für viele weitere sein – Prantls Initiative wird weltweit als Anfangspunkt dieser spezifischen künstlerischen Arbeitsform gesehen. In der Folge entstand ein unvergleichliches kulturelles Gesamtkunstwerk in St. Margarethen, das durch finanzielle Probleme und mangelnde Unterstützung seitens der Kulturpolitiker immer wieder ins Stocken geriet und unterbrochen werden musste, bis es irgendwann zum endgültigen Stillstand kam, man ließ es einfach, klamm und heimlich, sterben ... – Des Unterbrechens Sinn wäre die Weiterführung.

Insgesamt bevölkern heute über 150 Steine von mehr als 110 Künstler*innen den Hügel. Sie drängen sich der Landschaft nicht auf, sie verbinden sich mit ihr. Die Steine sollten der Witterung ausgesetzt sein, sie sollten im Wechsel von Licht und Jahreszeiten ihre Wirkung entfalten. Sie erzählen »von Wolken und Wind, von den Sternen und dem Schnee«, sagte Prantl. Sie sollten leben, und das tun sie; als Einzelwesen mit Wellen und Linien, Rillen und Einkerbungen, die auf die umgebenden Felder und Wiesen verweisen, bedeckt von weißgrauen oder rostfarbenen Krustenflechtenteppichen und gewölbten gelbgrünen Moosen oder in Gruppen, die sich versammeln und Räume schaffen. Manche erinnern in ihrer Anordnung an Opfersteine und Kultstätten vergangener Epochen, sie spiegeln andere Weltanschauungen und Religionen, den Zusammenhang von Natur und Magie. Und sie sollten berührt werden, sagte Prantl: befühlt, gestreichelt, gehalten, umarmt. Man sollte auf ihnen sitzen, ihnen zuhören und so den Sinn von Kunst und Natur begreifen.

Ende der 1950er erhielt er den Auftrag für einen Grenzstein im Nachbarort Nickelsdorf, dieser zeigte nicht nur das Ende eines Machtbereiches an, sondern markierte in seiner formalen Durchlässigkeit einen Übergang. »Wir waren der Ansicht, dass der Mensch sich wieder auf das Humane zu besinnen habe. Das sollte nicht nur mit Worten geschehen, sondern auch faktisch. In Form eines Steins beispielsweise, der ja Widerstand bedeutet. Widerstand als Ausdrucksmittel gegenüber unserer lethargischen Gesellschaft.«

Der Stein als Mittel zum Freidenken und als Stein des Anstoßes.

1961/62 protestierte Prantl mit Steinen - er selbst nannte sie nie Skulpturen - gegen die neu errichtete Mauer in Berlin. Er initiierte gemeinsam mit Kollegen ein Symposion nahe dem Platz der Republik, »um damit dem trennenden Wall der Gewalt die verbindende humane Botschaft der Bildhauer entgegenzusetzen.« Er selbst schuf eine Stele zur Anrufung. Die raue, wellige Oberfläche des Kalksteines weist an den Seitenflächen Spuren gewaltsamen Herausbrechens auf: eine Wunde, wie sie auch Berlin zugefügt wurde. Durch drei zylindrische Öffnungen gelangt Außenlicht in das dunkle Innere des Steines - Hoffnung und Wunsch nach Erleuchtung -, zugleich wird der Blick freigegeben auf die Wiese, Bäume und Arbeiten der Kollegen. Die Steine stehen noch heute dort, als Zeugen gemeinsamer Bemühungen. Ich habe sie berührt und ihnen zugehört. »Wir haben probiert, die Mauer zu Fall zu bringen.« Gelungen ist es damals nicht, aber Prantl hat es versucht, wieder und wieder, bei diesem und anderen Projekten.

Der Neusiedler See, das Wasser, das man vom Hügel in St. Margarethen sehen kann, rückt in einer seltsamen Mischung von Nähe und Ferne ins

Bewusstsein, das Leithagebirge klebt wie nasses Zeitungspapier an der rechten Flanke des Himmels, noch einen Dreh weiter Richtung Westen flimmert der Schneeberg als eine Ahnung. Auf der Seeseite folgt der Blick dem Schilfgürtel bis nach Ungarn und den natürlichen Trennwänden hinter dem Wald - seit seiner Errichtung 1948 konnten nur 400 Personen den Eisernen Vorhang entlang des Burgenlandes von Ost nach West überwinden; beim legendären Paneuropa-Picknick im August 1989 waren es mehr als 600 Menschen aus der ehemaligen DDR, die innerhalb weniger Minuten in die lang ersehnte Freiheit stürmten. Heute fragt man sich, warum nicht mehr Menschen die Flucht übers Wasser gelungen ist. Als Kinder seien sie oft, hat mir eine Bekannte aus Sopron erzählt, mit ihren Eislaufschuhen weit über die Grenze, manche von ihnen mit Regenschirmen als Segel ausgestattet, auf österreichisches Terrain geschlittert. Aber alles war damals gefährlich, das nahe und harmlos erschien, auch der See und der Wind, der hier immerzu weht und die Papierschiffchen dreht, im Strudel der geschichtlichen Ereignisse.

Der schwere Vorhang krachte an jenem Tag im August 1989 nicht zu Boden wie man es vielleicht erwartet hatte, nein, er hob sich geradezu mit Leichtigkeit – Grenzbeamte auf beiden Seiten ließen die Flüchtenden passieren. Hätten sie ein paar Tage oder Wochen zugewartet, hätten sie Hab und Gut nicht übereilt zurück-

lassen müssen, sie wären gelassen hinüberspaziert. So aber rannten sie wie um ihr Leben, stolperten über die Füße ihrer eigenen Leute, wurden von Tränen der Freude und der Erleichterung überwältigt. Dies- und Jenseits schienen aufgehoben, man lag sich in den Armen. Der Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland wurde offiziell am 9. November 1989 ausgerufen und bestätigt.

Das Salz des Lebens ist Freiheit. Die Sehnsucht danach regnet auf uns nieder, pfeift uns der Wind um die Ohren, brennt die Sonne auf unsere Haut, bis unter die Poren: sie dringt ein und kristallisiert, auf einem Hügel ebenso wie in nassen Kellern.

Karl Prantl hätte im Oktober dieses Jahres seinen 100. Geburtstag gefeiert. Er sprach mit Steinen und schaute in ihre Augen. Und er beherrschte die Methode des »Steten Tropfens« meisterlich, um etwas zum Bröckeln zu bringen. —

Anmerkung:

DDR-Künstler*innen waren in St. Margarethen nicht präsent, da die offizielle DDR-Bildhauerei einen spezifischen Realismus zelebrierte, von dem sich St. Margarethen bewusst distanzierte und sich vornehmlich der abstrakten (neuen) Bildhauerei verschrieb. Bildhauer wie ERICH REISCHKE (S.E.B. 1963 – jetzt ist seine Skulptur am Mitterberg bei Pöttsching) war ursprünglich aus Ostdeutschland, aber von dort schon geflohen, bevor es enge wurde. Wobei hinzuzufügen ist, dass viele der wichtigen deutschen Künstler*innen dieser Generation ursprünglich aus dem Osten stammten: BEUYS, GRAUBNER, UECKER, RICHTER, BOLKE, BASELITZ ... In West-Berlin war daher die Unterstützung des Kunstmilieus Akademie Hardenbergstraße hinsichtlich des «Symposions an der Mauer» groß.